

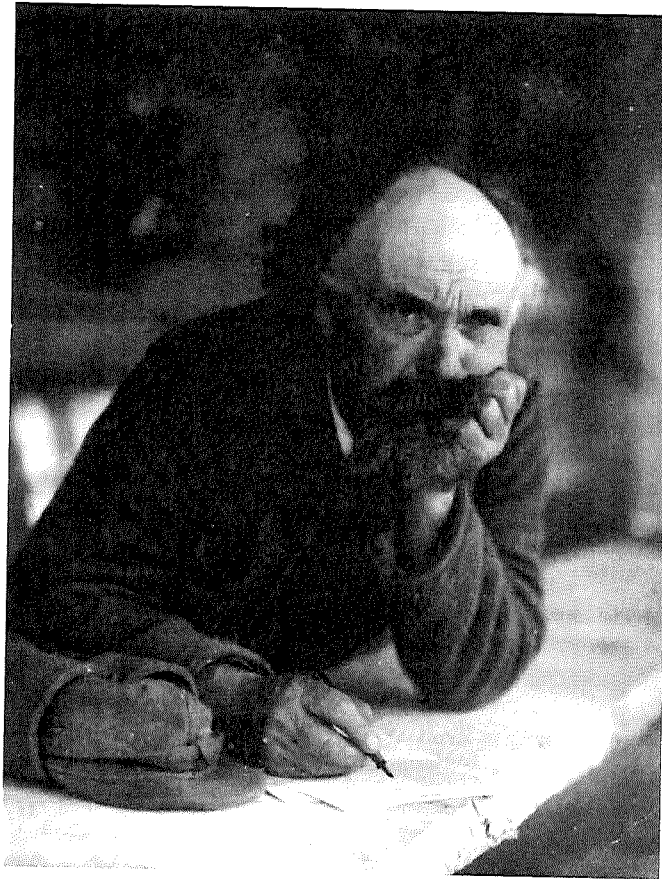
Michail Prischwin

**ДНЕВНИКИ
TAGEBÜCHER**

**Band II
1930 bis 1932**

Herausgegeben
und aus dem Russischen von
Eveline Passet

GUGGOLZ



MICHAIL PRISCHWIN (1873–1954)

ZWISCHEN ZEITZEUGENSCHAFT UND KÜNSTLERISCHER AUTONOMIE

Michail Prischwin (1873–1954) führte zeit seines Lebens eine widersprüchliche Existenz, die er schreibend zu ergründen suchte. Im Zarenreich begeisterte er sich für den Marxismus. Nach der Revolution schrak er vor der Kulturlosigkeit der Bolschewiki zurück. Während des Stalinterrors bezeichnete er sich selbst als »tapferen Hasen«. Auf den Hitler-Stalin-Pakt reagierte er mit Erleichterung und erhoffte sich »geistige Perspektiven« für die Sowjetunion. Aus der Hand des formellen Staatsoberhauptes Kalinin nahm er eine hohe Auszeichnung entgegen und versteckte gleichzeitig seine aufrührerischen Tagebücher vor der Geheimpolizei. Prischwin wollte sein disparates Leben in einen schlüssigen Lebenstext überführen. Im Alter bekannte er: »Das ist mein Ideal: Die Übereinstimmung der literarischen Form mit meinem Leben zu erreichen.«

Prischwins Tagebuch ist eigentlich ein ins Unendliche verlängerter Liebesbrief an die Sorbonne-Studentin Warwara Ismailkowa (1881–1951), der er als junger Mann in einem Coup de foudre verfiel. Prischwin war auf abenteuerlichen Wegen nach Paris gelangt: Als 14-Jähriger hatte er seinen Geographielehrer, den später berühmten Essayisten Wassili Rosanow (1856–1919), mit dem Spitznamen »Ziegenbock« öffentlich beleidigt und gedroht, ihn umzubringen, wenn er ihm keine genügende Note gebe. Prischwin flog vom Gymnasium, zog zu einem Onkel nach Sibirien und erlangte dort doch noch ein Abschlusszeugnis. Während seines Agronomie-Studiums am Rigaer Polytechnikum 1897 übersetzte er August Bebels Abhandlung »Die Frau und der Sozialismus«, saß deshalb ein Jahr im Gefängnis und wurde von der Hochschule relegiert. Danach konnte Prischwin

sein Studium nur noch im Ausland fortsetzen – er ging nach Leipzig und Jena. Als diplomierter Ingenieur für Bodenbewirtschaftung lernte er 1902 seine große Liebe Warwara Ismalkowa kennen und durchlebte mit ihr eine stürmische Affäre, die nach drei Wochen mit einer dramatischen Abschiedsszene auf einem Pariser Friedhof endete. Er schrieb ihr nach der Trennung lange Briefe, die sie aber unbeantwortet ließ. Später bekannte er, dass er vier Jahre lang »verrückt« nach ihr gewesen sei und in seiner Verzweiflung sogar einen Psychiater aufgesucht habe. Als Warwara ihn schließlich bat, ihr keine Briefe mehr zu schicken, begann er 1905, ein Tagebuch zu führen. Warwara geistert durch diese Blätter als »Versailler Jungfrau«, als »Schöne Dame« oder einfach als »Braut«. Später brachte Prischwin die Überzeugung zu Papier, dass ihn die Liebeserfahrung mit Warwara zum Schriftsteller gemacht habe. 1946 verwendete er sogar die Metapher des »Gebärens« für sein literarisches Schaffen. Prischwin führte das geheime Zwiegespräch mit seiner Muse über ein halbes Jahrhundert lang. Das Resultat ist beeindruckend: Das Tagebuch füllt in der gedruckten Werkausgabe achtzehn Bände, seine literarische Prosa nur sieben. Prischwin betrachtete das Tagebuch als sein künstlerisches Hauptwerk. Am 4. Mai 1951 erklärte er halb bedauernd, halb anerkennend: »Ich habe meine wichtigsten literarischen Kräfte auf das Schreiben meiner Tagebücher verwendet.«

In der radikalen Aufrichtigkeit der Aufzeichnungen spiegelte sich Prischwins Selbstentwurf als Künstler, der nur sich selbst verpflichtet ist. Gleichzeitig war ihm selbst klar, dass an eine Veröffentlichung der Tagebücher zu seinen Lebzeiten nicht zu denken war. Der Preis der reinen Kunst bestand in der absoluten Verschwiegenheit. Paradoxerweise folgt die Poetik des Tagebuchs ausgerechnet jenem Autor, der am Anfang von Prischwins Jugenddyssee steht. Wassili Rosanow hatte sich zwar als Verfasser langatmiger philosophischer Abhandlungen versucht, war aber berühmt geworden mit kurzen Essays und scharfsinnigen Aphorismen. Genau diese Form des hellwachen Kommentierens der gesellschaftlichen Wirklichkeit mit einem philosophischen Anspruch prägt auch Prischwins Tagebuch. Letztlich schien ihm die fragmentierte Wahrnehmung

der gewaltsamen Umbrüche der Stalinzeit angemessener als der Versuch einer romanhaften Gesamtdarstellung. In dieser Einschätzung traf sich Prischwin auch mit dem Dichter Ossip Mandelstam (1891–1938), der 1922 in einem Essay das »Ende des Romans« verkündet hatte. Den Verlust einer allumfassenden literarischen Erfassung der Wirklichkeit nahm Prischwin nicht ohne eine sentimentale Note wahr. 1937 notierte er im Tagebuch: »Wassili Rosanow ist das Nachwort zur russischen Literatur, und ich bin die kostenlose Beilage ... Das ist alles.«

Nach der Trennung von Warwara verband sich Prischwin mit der einfachen Bäuerin Jefrosinja Pawlowna (1883–1953), mit der er zunächst in freier Ehe zusammenlebte. Frosja oder »die Pawlowna«, wie er sie in den Tagebüchern nannte, kam aus einfachen Verhältnissen und verfügte nur über Grundkenntnisse im Lesen und Schreiben. In die Lebensgemeinschaft brachte sie ein Kind mit und hatte drei weitere mit Prischwin. Ihr erster Sohn starb als freiwilliger Rotarmist in Sibirien im Kampf gegen die weiße Armee von Admiral Koltschak (1874–1920). Frosja verkörperte für den Schriftsteller das gesunde russische Landelement, das er gegen die vergeistigte städtische Kultur in Anschlag brachte. Im Tagebuch wettete er gegen die modernistischen Dichter Andrej Bely (1880–1934), Alexander Blok (1880–1921), Nikolaj Klujew (1884–1937) und Michail Kuzmin (1872–1936): »Ich hasse all diese Impotenten, Schwulen, Onanisten, auch wenn sie genial sein mögen: Ich anerkenne sie nicht. Meine Frau hat enorme Hüften, und ich habe mich mit ihr immer ausgezeichnet gefühlt.« Nach der Oktoberrevolution beobachtete er auch bei Frosja eine in der Bevölkerung verbreitete ambivalente Haltung zur bolschewistischen Macht: Einerseits konnte sie die Sowjetmacht aus einer naiven »religiösen« Überzeugung heraus scharf kritisieren, andererseits schlug sie sich auf »vulgäre« Weise auf die Seite der Revolutionäre. Mit der Zeit verschlechterte sich Prischwins Beziehung zu Frosja, die er mehr und mehr als »böseste Xanthippe« wahrnahm. Ihn plagten das fehlende gegenseitige Verständnis und das schlechte Gewissen über die ungleiche Partnerschaft. Prischwin verstieg sich sogar zur Behauptung, Frosja habe seine Kinder

nur als Amme genährt, die wahre Mutter sei Warwara. Frosja ihrerseits attestierte Prischwin einen schwierigen und aufbrausenden Charakter und bezeichnete ihn als Einzelgänger.

1937 trennte sich Prischwin schließlich nach über dreißig Jahren von Jefrosinja Pawlowna, überließ ihr das gemeinsame Haus und heiratete Walerija Dmitrijewna (1899–1979), die 27 Jahre jünger als er selbst war. Walerija übernahm die traditionelle Rolle der russischen Schriftstellergattinnen von Sofja Tolstaja (1844–1919) über Anna Dostojewskaja (1846–1918) bis hin zu Véra Nabokova (1902–1991), die ihren Männern den Rücken für die Arbeit frei hielten und ihnen bei der Publikation ihrer Werke halfen.

Prischwins Erfahrungen mit seiner eigenen Sexualität, die in seiner Jugend auch den Besuch von Bordellen einschloss, traten bald in einen engen Zusammenhang mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit. In den zwanziger Jahren beschäftigte sich Prischwin eingehend mit Sigmund Freuds (1856–1939) Psychoanalyse. In seinem Tagebuch stellte er sich eine »Analyse nach Freud« zur Lebensaufgabe. 1922 begann Prischwin auch die Arbeit an seinem Lebenswerk »Die Kette des Kaschtschej«, an dem er bis kurz vor seinem Tod arbeitete. Der autobiographische Held erkrankt nach der Trennung von seiner Geliebten an einer seelischen Krankheit, die er aber durch literarisches Schaffen heilen kann. In einer Tagebuchnotiz aus dem Jahr 1927 beschrieb Prischwin die wesentlichen Stationen im Werdegang seines Protagonisten: Auf die sexuelle Befriedigung folgt das Zusammenleben mit einer Frau und schließlich das geistige Schöpfungsfertum. Kurz vor Abschluss des Romans notierte Prischwin in seinem Tagebuch: »Ja, wie man es auch dreht und wendet, die Kunst, so scheint es, schmarotzt immer auf den Ruinen des Lebens. Aber genau darin liegt die besondere Heldentat des Künstlers, dass er sein persönliches Unglück besiegt.«

Das Revolutionsjahr 1917 markiert eine einschneidende Zäsur in Prischwins schriftstellerischer Tätigkeit. Auf einen Schlag wurde ihm klar, dass seine freimütigen Aufzeichnungen bestenfalls ein Zeugnis für die Nachgeborenen sein könnten. Ernüchtert hielt er fest: »Ich schreibe in mein Tagebuch, aber

morgen falle ich einer Typhus-Epidemie zum Opfer. Ich weiß nicht einmal, wie ich diese Aufzeichnungen vor dem fast sicheren Untergang bewahren soll.« Zu den Fährnissen des Lebens kamen politische Risiken. Deshalb hütete Prischwin seine handschriftlichen Tagebücher wie den eigenen Augapfel. Während des Zweiten Weltkriegs vergrub er die Hefte in seinem Garten. An der Brisanz dieser Zeitkapsel änderte auch die Perestrojka nichts. Noch 1986 wurde Prischwins lapidarer Kommentar zum Stalinterror »Einer nach dem anderen verschwand« aus einer sowjetischen Buchpublikation gestrichen. Es handelte sich dabei um den achten und letzten Band einer Werkausgabe, in dem eine Auswahl aus den Tagebüchern abgedruckt wurde.

Es wäre allerdings falsch, in Prischwin nur einen Gegner der Bolschewiki zu sehen. Er arrangierte sich sehr früh mit dem Sowjetsystem. 1922 hatte er vergeblich versucht, seine gesellschaftskritische Groteske »Der irdische Kelch« in einem Sowjetverlag zu publizieren. Eine persönliche Intervention bei Lew Trotzki (1879–1940) blieb erfolglos. Der literarisch versierte Verteidigungskommissar attestierte dem Autor zwar künstlerische Verdienste, aber auch eine konterrevolutionäre Haltung. In der Folge nahm Prischwin eine sehr pragmatische Position ein und notierte in seinem Tagebuch: »Bei meiner Arbeit orientiere ich mich am heutigen Leser und achte fast ausschließlich auf meine eigenen materiellen Interessen.« Diese Strategie zahlte sich Ende der 1920er Jahre aus. Stolz feierte er im Tagebuch seine Erfolge und addierte die Honorare von verschiedenen Verlagen, Zeitschriften und Zeitungen. Mit der finanziellen Absicherung verschwanden auch seine gelegentlichen Gedanken an eine Emigration. Ende der 1920er Jahre häufen sich im Tagebuch die Beteuerungen, man müsse trotz allem zu den Marxisten und den Bolschewiki stehen. Ende der 1930er Jahre stand Prischwin auf dem Höhepunkt seines Ruhms. Er genoss zahlreiche Privilegien, verfügte über eine Vierzimmerwohnung im Zentrum Moskaus und besaß sogar ein eigenes Auto. Viel Zeit verbrachte er auf der Jagd, die ihm gleichzeitig Vergnügen und Nahrung verschaffte. Nach dem Krieg kaufte er eine Datscha in Dunino unweit der Hauptstadt.

1928 hatte Iossif Stalin (1878–1953) den Machtkampf um die Nachfolge des 1924 verstorbenen Lenin zu seinen Gunsten entschieden. Stalin verbannte seinen schärfsten Rivalen Trotzki nach Alma-Ata. Von dort aus begann Trotzki seine Odyssee über die Türkei, Frankreich und Norwegen nach Mexiko, wo er 1940 von einem Geheimdienstspitzel ermordet wurde. Stalin zwang das von Revolution und Bürgerkrieg geschwächte Land auf einen strengen ideologischen Kurs. Zutreffend sprach Prischwin in seinem Tagebuch Ende 1929 von einem »Stalin-Angriff« auf alles Althergebrachte. Lenins und Bucharins marktfreundliche »Neue Ökonomische Politik« wurde durch eine straffe Planwirtschaft abgelöst. Die Kollektivierung der Landwirtschaft wurde mit aller Härte vorangetrieben. Die Bauern wurden zu Angestellten von Produktionsgenossenschaften und verloren das Interesse an einer nachhaltigen Viehzucht. Mit wachem Auge beobachtete Prischwin alle Tricks der Bauern, die ihre Kälber schlachten wollten, damit sie die Milch der Mutterkuh selbst trinken konnten. Güter des täglichen Gebrauchs waren kaum zu erhalten. Prischwin beklagte, dass es unmöglich sei, einen Eimer oder einen Kamm zu kaufen. Die Ermordung des »Parteiliebings« Kirow gab im Jahr 1934 den Startschuss zu einer umfangreichen Säuberung zunächst der Partei, später der Armee. Literatur, Musik und Kunst, die in den 1920er Jahren noch über beträchtliche Freiräume verfügt hatten, wurden gleichgeschaltet.

Zu Beginn der 1930er Jahre geriet Stalins forcierteter Aufbau des Kommunismus allerdings ins Stocken. Der Diktator selbst musste dem revolutionären Furor mit seinem berühmten »Prawda«-Artikel »Vor Erfolgen von Schwindel befallen« vom 2. März 1930 Einhalt gebieten. 1932 und 1933 verursachte die sowjetische Führung durch ihre katastrophale Landwirtschaftspolitik in der Ukraine und Südrussland eine Hungersnot, der mehrere Millionen Menschen zum Opfer fielen.

Die Sowjetpresse verschwieß die Hungerkatastrophe, die später in ukrainischen Emigrantenkreisen den Namen »Holodomor« erhielt. Auch Prischwin erfuhr davon nichts. Er registrierte aber luzide die Auswüchse der Gewaltherrschaft. Der Diktator

erschien ihm als »stählerner Mensch«, aber gleichzeitig auch als »Wilder aus dem Kaukasus in seiner ganzen nackten Blöße«. Prischwin fürchtete, dass sich die sozialistische Gesellschaft in einen Bienenstock oder einen Ameisenhaufen verwandeln würde, in dem es keine Individualität mehr gibt. Er sah sich zunächst noch in der Lage, diese Fehlentwicklung zu korrigieren: »Ich bin kein Konterrevolutionär, im Gegenteil, ich bewahre die Revolution vor der drohenden Verknöcherung.« Allerdings überschätzte Prischwin seine Möglichkeiten. Der Aktionsradius des Schreibens wurde immer enger. 1931 gelang Jewgeni Samjatin (1884–1937) als letztem unabhängigen Schriftsteller die Ausreise aus der Sowjetunion. Die verbliebenen Autoren mussten sich nun der neuen Generallinie anschließen. Prischwin machte keine Ausnahme. 1927 hatte er das Manifest der literarischen Vereinigung »Perewal« unterschrieben, die auf vorsichtige Distanz zur Partei ging. Die »Perewal«-Autoren bekannten sich zwar zur »Erfüllung des sozialen Auftrages«, forderten aber für sich das Recht der Themenwahl nach eigenem Ermessen«. Prischwin geriet darauf in das Visier der linksradikalen »Russischen Assoziation der proletarischen Schriftsteller«. Die Angriffe nahmen ihn so sehr mit, dass er in Betracht zog, die Literatur aufzugeben und als Agronom beim Institut für Kartoffelanbau zu arbeiten.

Alle Schriftstellervereinigungen wurden 1932 aufgelöst – auch die radikalen proletarischen Clubs mussten sich der stalinistischen Literaturpolitik beugen. Zwei Jahre später wurde der Sowjetische Schriftstellerverband gegründet und mit einer Monopolstellung ausgestattet. Auf dem Ersten Schriftstellerkongress 1934 wurde die Sowjetliteratur auf das Stilideal des »sozialistischen Realismus« verpflichtet, der die »Wirklichkeit in ihrer revolutionären Entwicklung« zeigen sollte. Prischwin ließ sich zwar in den Vorstand des Schriftstellerverbandes wählen, lästerte aber in seinem Tagebuch, dass die literarische Organisation »nichts anderes als ein Kolchos« sei. Den »sozialistischen Realismus« hielt er für einen »Ausweg für Halunken und Dummköpfe«. Wie schwierig sich Prischwins Verhältnis zum offiziellen Literaturbetrieb gestaltete, zeigt auch seine gescheiterte Mitar-

beit am monumentalen Sammelband »Der Weißmeer-Ostsee-Kanal«, der 1934 von Maxim Gorki (1868–1936) herausgegeben wurde. Im Vorwort pries Gorki Stalins »hervorragend organisierten Willen«, den »hochtheoretischen Verstand« und das »gnadenlose, kämpferische Vorgehen« gegen seine Gegner. Angesehene Autoren wie Michail Soschtschenko (1894–1958) und Walentin Katajew (1897–1986) steuerten begeisterte Kapitel über den transporttechnischen und ideologischen Nutzen des Projekts bei. Sträflinge kamen selbst zu Wort und lobten ihre eigene »Umschmiedung« zu wertvollen Mitgliedern der sozialistischen Gesellschaft. Die Photographien stammten von Alexander Rodtschenko (1891–1956). Der Kanalbau wurde von Zwangsarbeitern unter unmenschlichen Bedingungen ausgeführt. Über hunderttausend Gefangene überlebten die Strapazen nicht. Gleichzeitig galten die Kanalarbeiten als Vorzeigeprojekt für die Umerziehung sozial schädlicher Elemente in engagierte Sowjetbürger. Bereits einen Monat vor dem Besuch der offiziellen Schriftstellerdelegation fuhr Prischwin auf die Großbaustelle, wo nur mit Schaufeln, Pickeln und Schubkarren gearbeitet wurde. Anders als seine Schriftstellerkollegen sah er sofort, dass er Zeuge einer Sklavenausbeutung war. Sein Beitrag zum Sammelband wurde abgelehnt, weil er nicht dem geforderten hohen Ton entsprach. Schlimmer noch: Prischwins Naturbeschreibungen der selben Gegend aus seinem Reisebericht »Im Land der ungestörten Vögel« aus dem Jahr 1907 wurden als Inbegriff des Überholten und Vergangenen zitiert. Der Schaden hielt sich allerdings in Grenzen: Das Prunkbuch wurde wenige Jahre nach dem Erscheinen aus dem Verkehr gezogen, weil einer der Helden der Erzählung, der Geheimdienstchef Genrich Jagoda, in Ungnade fiel und erschossen wurde.

Das Thema des Umerziehungslagers fesselte Prischwin über längere Zeit. Er versuchte, den von der offiziellen Kulturpolitik geforderten Übergang vom »Alten« zum »Neuen« beim Bau des Weißmerkanals im Roman »Der Zarenweg« (dt. auch unter dem Titel: »Der versunkene Weg«) zu beschreiben. Dabei wollte er die offiziellen Anforderungen der Kulturpolitik mit seinen eigenen künstlerischen Überzeugungen verbinden. Ihm schwebte

ein »Märchenroman« vor, in dem die vorrevolutionäre Kultur mit der sowjetischen Technikbegeisterung eine harmonische Zukunftsvision bildet. Zum Sinnbild für diese Synthese wurde für Prischwin das Bild eines Jungen, der vor einer neu errichteten Schleuse des Weißmerkanals angelt. Diese Szene hatte er selbst beobachtet, fotografiert und in seinem Tagebuch beschrieben. Allerdings gelang es Prischwin nicht, den Literaturfunktionären seine schwärmerische Geschichtskonzeption zu vermitteln. 1946 beklagte sich Prischwin in seinem Tagebuch: »Wie habe ich mich bemüht, in meinem *Kanal* genau das zu geben, was das ZK will, nämlich eine künstlerische Beschreibung unserer Idee in ihrer reinsten Form, in einem Ideal, das der europäischen und amerikanischen Tradition entgegensteht. Und jetzt wird einem das Buch aus den Händen genommen, am liebsten würde ich die zehnjährige Arbeit hinschmeißen und mich erneut in Jägererzählungen verstecken.« 1948 unternahm Prischwin einen letzten Versuch, seinen Roman zu veröffentlichen. Allerdings hielten die Redakteure das Thema für zu heikel und rieten ihm, die Handlung nicht am Weißmerkanal anzusiedeln. Prischwin notierte, die Absage sei für ihn »wie ein Schlag vor den Kopf« gewesen. Er kündigte sogar enttäuscht an, er »verschwinde aus der Literatur« und lege sich eine Kuh, ein Schwein und Hühner zu.

Wie andere Autoren, die nicht stramme Parteigänger waren, suchte auch Prischwin einen Mittelweg zwischen Anpassung an die neue Ideologie und seinem eigenen künstlerischen Programm. Stalin stellte für ihn ein Faszinosum tremendum dar. 1938 notierte er in seinem Tagebuch: »Natürlich ist Stalin alles, und hinter diesem allem ist Leid, Blut und Ruhm, alles ...« Allerdings ging Prischwin nicht so weit wie Isaak Babel (1894–1940), der 1934 seinen Schriftstellerkollegen empfahl, wie Stalin zu schreiben, oder wie Boris Pasternak (1890–1960), der 1936 die erste Stalin-Ode veröffentlichte. In der stalinistischen Literaturzyklopädie aus den 1930er Jahren spiegelt sich dieser Kompromiss in folgender Kritik: »Prischwin ist nicht frei von Überbleibseln der individuellen Welterfahrung, die sich in der Unterschätzung der Bedeutung und der Kraft des Kollektivs und nicht selten in der außersozialen Behandlung der menschlichen

Persönlichkeit äußern.« Allerdings hielt sich auch Prischwin selbst nicht mit Kritik am offiziellen Literaturbetrieb zurück. Am schärfsten äußerte er sich über die Galionsfigur des sozialistischen Realismus, Maxim Gorki, der nach anfänglicher Kritik das diktatorische Regime der Bolschewiki nicht nur akzeptierte, sondern auch aktiv unterstützte. Lenin hatte den erfolgreichen Schriftsteller 1921 ins Exil gedrängt. 1928 kehrte Gorki in einem Triumphzug nach Moskau zurück und wurde mit Ehrungen überhäuft. Stalin vereinnahmte Gorki für seine politischen Ziele, und Gorki ließ sich bereitwillig instrumentalisieren. 1930 veröffentlichte er etwa einen kämpferischen Zeitungsartikel mit dem Titel »Wenn der Feind sich nicht ergibt, wird er vernichtet«. Prischwin schimpfte heimlich auf den Literaturpapst Gorki und nannte ihn einen »drittklassigen Schriftsteller« und einen »erbärmlichen Publizisten«. Allerdings war Prischwin in seiner heftigen Ablehnung nicht frei von Widersprüchen. Noch 1927 hatte er nichts dagegen gehabt, dass der erste Band seiner eigenen Werkausgabe von einem hymnischen Vorwort aus Gorkis Feder eingeleitet wurde.

Prischwin wurde von seinen Schriftstellerkollegen nicht selten als Naturschriftsteller oder als Kinderautor belächelt. Allerdings ist Prischwin viel mehr als ein Chronist des Landlebens. Er hat sich seinen Platz in der russischen Literaturgeschichte gesichert durch eine Schreibtechnik, die von der Photographie inspiriert ist. Schon früh hatte sich Prischwin für die Möglichkeiten des jungen Mediums interessiert und seine Bücher mit Photographien illustriert. Das kompositorische Zusammenspiel von Text und Bild findet sich bereits in seiner ersten Buchpublikation »Im Land der ungestörten Vögel«. Später rückte auch der technische Aspekt der Fotografie in den Vordergrund. 1927 besorgte sich Prischwin eine Leica-Kamera aus Deutschland. Bei dieser Transaktion mit dem kapitalistischen Ausland wurde er von höchster Stelle, dem Volksbildungskommissar Anatoli Lunatscharski (1875–1933) unterstützt. Für Prischwin stellt die Fotografie zweifellos eine Kunstform dar. Mehr noch: Sein eigenes Schreiben folgt der künstlerischen Wiedergabe der Realität in der Photographie. Wie ein Photograph nimmt Prischwin nicht nur die

ihn umgebende Wirklichkeit wahr, sondern er projiziert auch seine eigene Subjektivität auf den gewählten Bildausschnitt. Mit seinem Sehen prägt er das Geschehene. Prischwin entdeckt sein eigenes Ich in der Wirklichkeit, die seine Seelenregungen nicht nur aufnimmt, sondern auch wiedergibt. Ein deutliches Beispiel ist etwa seine Dokumentation der Zerstörung der Kirchenglocken durch bolschewistische Aktivisten in seinem Wohnort Sergijew Possad im Jahr 1930. In diesen Photographien kommt es zu einer Umkehrung der Kategorie der Belebtheit: Die zerstörten Kirchenglocken liegen als menschenähnliche Opfer nach einem Massaker auf dem Boden, die Täter hingegen verrichten ihr Zerstörungswerk wie gefühllose Roboter. Prischwin wendet aber auch in seiner Prosa Beschreibungsmuster an, die sich an visuellen Praktiken orientieren. 1931 begab er sich auf eine Fernostreise, von der sich textliche und photographische Spuren in der internationalen Propagandazeitschrift »UdSSR im Bau« niederschlugen. Allerdings musste Prischwin die eintönige Eisenbahnfahrt mit Eindrücken aus früheren Expeditionen ausschmücken. So schildert Prischwin sein Steppenerlebnis als Farborgie: »Die blauen Hügel glichen den Zelten von Riesen, die in diesen Steppen wanderten. Die Steppen heißen Kyzyltau, was rote Hügel bedeutet. Von Ferne erschienen sie auch blau, aber als wir näher kamen, wurden sie schwarz, von gelben Büschen umrahmt.« Allerdings stammen diese Formulierungen aus einer früheren Erzählung, die ihrerseits auf einer Reise von 1909 basiert. Man sollte Prischwins Texte deshalb nicht als »dokumentarische Literatur« bezeichnen. Die Wirklichkeit, die er beschreibt, spiegelt den Erkenntnisapparat des Schreibenden. Er selbst erklärte in einer späten Tagebuchnotiz: »Der Realismus, mit dem ich mich befasste, besteht im Sehen der menschlichen Seele in den Bildern der Natur.«

Die philosophische Diskussion, die hier anklingt, nimmt bei Prischwin eine besondere Wendung. Im Frühjahr 1920 bekannte Prischwin in seinem Tagebuch: »Ich verstehe wenig von Philosophie. Aber wenn ich etwas lese, erkenne ich immer, ob die Rede von etwas mir Eigenem oder etwas mir Feindlichem ist und ob der Autor mein Freund oder Feind ist, so sind etwa

Bergson und James meine Freunde, obwohl ich ihre Philosophie überhaupt nicht verteidigen könnte.« 1923 wiederholte Prischwin seine Begeisterung für die Lebensphilosophie von Henri Bergson (1859–1941) und den Pragmatismus von William James (1842–1910): »Ich habe zwei Leben durchlebt, das erste, als ich mich der Wissenschaft widmete und ein rechtgläubiger Marxist war (bis 30), und das zweite, als ich plötzlich mein Glück in der Kunst fand. Marx wurde mir mehr und mehr fremd, und ich erkannte die Philosophen des Intuitivismus als meine eigenen.« Vor allem Henri Bergson war in Russland vor der Oktoberrevolution enorm populär. Sein Begriff des »*élan vital*«, der eine natürliche Schaffenskraft jenseits aller mechanischen Kausalitäten bezeichnet, stieß auf positives Echo bei vielen russischen Dichtern und Intellektuellen. Bergsons prominentester Anhänger in Russland war Nikolaj Losski (1870–1965), den Prischwin nach 1908 in der Petersburger »Religiös-Philosophischen Gesellschaft« mehrmals persönlich getroffen hatte. Von Losski stammt die bis heute maßgebliche russische Übersetzung von Kants »Kritik der reinen Vernunft«, die 1907 im Druck erschien. Allerdings gab sich Losski in seiner eigenen Philosophie nicht mit Kants Erkenntniskritik zufrieden. Er legte 1906 seine Untersuchung »Die Grundlegung des Intuitivismus« vor, in der er behauptete, der menschliche Erkenntnisapparat und die Wirklichkeit entsprächen einander in einer »gnoseologischen Koordination«. Auf anschauliche Weise schildert Losski die Entstehung seiner Philosophie des »idealen Realismus« in seinen Memoiren. Der entscheidende Gedanke kam ihm unter erschwerten Erkenntnisbedingungen, nämlich während einer Kutschfahrt im Petersburger Nebel:

»Es war einer jener nebligen Tage, an denen alle Gegenstände im Petersburger Herbstnebel ineinander verfließen. Ich war in meine üblichen Gedanken versunken: Ich erkenne nur das, was meinem Bewusstsein immanent ist, aber meinem Bewusstsein sind nur meine Geisteszustände immanent, also erkenne ich nur mein geistiges Leben.« Ich schaute vor mich auf die neblige Straße, und plötzlich blitzte in mir der Gedanke auf: »Alles ist allem immanent.« Ich spürte sofort, dass das Rätsel gelöst war, dass die

Ausarbeitung dieser Idee die Antwort auf alle Fragen lieferte, die mich bewegten.«

Losski hatte die Unbilden der Revolution am eigenen Leib erfahren. 1918 starb seine zehnjährige Tochter in der ungeheizten Wohnung an Diphtherie. Später insistierte Losski darauf, dass er das lächelnde Antlitz seiner toten Tochter im Februar 1919 an ihrem Grab in einem Wolkenbild erkannt habe. Er stritt aber ab, dass es sich dabei um eine subjektive Wunschvorstellung gehandelt habe. Er erklärte die Präsenz der Toten als »vorübergehenden Reinkarnationsakt in einem Naturelement«.

Grundsätzlich wäre ein solches Denken für Prischwin sehr attraktiv gewesen. Dass Mensch und Natur sich gegenseitig spiegeln, erschien ihm evident. Allerdings bezeichnete Prischwin Losskis Philosophie in den 1920er Jahren mehrere Male als »naiven Realismus«. Prischwin lehnte eine genaue Übereinstimmung von Weltwirklichkeit und menschlicher Erkenntnis ab. Gleichzeitig zeugt sein eigenes Schaffen aber davon, dass vor allem die Natur im Akt der künstlerischen Erkenntnis dem Menschen anverwandelt werden kann.

Prischwins Naturerfahrung verfügt auch über eine religiöse Dimension. Rückblickend beschrieb er seinen eigenen Glaubensweg als Entwicklung von einem pantheistisch angehauchten Naturglauben zum orthodoxen Christentum, das für seine zweite Ehefrau Walerija Dmitrijewna sehr wichtig war. Bereits vor der Revolution war Prischwin nicht so sehr an der Staatsreligion als vielmehr an Sekten und religionsphilosophischen Entwürfen interessiert. Er beteiligte sich an Diskussionen um das sogenannte »Gott-Erbauertum«, das in prominenter Weise von Maxim Gorki propagiert wurde. Die »Gott-Erbauer« statterten Feuerbachs materialistische Religionskritik mit einer theologischen Pointe aus: Gott ist zwar eine Konstruktion des Mängelwesens Mensch, aber die kommunistische Gesellschaft glaubt schließlich an die Göttlichkeit ihrer eigenen Projektion. Der überzeugte Atheist Lenin wandte sich allerdings energisch gegen solche Spekulationen. Er hielt fest, dass sich das »Gott-Erbauertum« vom orthodoxen Glauben unterscheide wie ein gelber von einem blauen Teufel. In beiden Fällen diene die Re-

ligion als Opium für das Volk und lenke vom Aufbau des Sozialismus ab. Im Gegensatz dazu war Prischwin wie sein Lehrer Wassili Rosanow davon überzeugt, dass das menschliche Leben ohne religiöse Formen unmöglich sei. Prischwin erblickte die Grundlage der russischen Kultur nachgerade in einer konfessionell ungebundenen Religiosität. Diese Überzeugung teilte Prischwin mit Dmitri Mereschkowski (1865–1941), der auf eine Vereinigung der heidnischen und christlichen Traditionen im russischen Volk hinarbeitete. Allerdings hatte schon Wassili Rosanow Mereschkowski als »Ausländer auf russischem Boden« beschrieben, der zu sehr in der europäischen Renaissance verwurzelt sei. Prischwin übernahm diese Einschätzung und wollte selbst einer solchen fatalen Verwestlichung ausweichen. Deshalb beschrieb Prischwin in den 1920er Jahren den Bolschewismus selbst als Erscheinungsform einer russischen Sekte. Er beobachtete aufmerksam, wie die bäuerliche Bevölkerung den christlichen Glauben mit der heidnischen Tradition und der neuen politischen Ideologie verband. Gleichzeitig mehren sich aber auch die antisemitischen Ausfälle in seinem Tagebuch. Noch während der Revolution hatte Prischwin Angriffe auf die angebliche »Judäokommune« mit dem Hinweis pariert, dass die Juden ein Kulturvolk seien. Hellsichtig kritisierte er die konservative Ansicht, dass jüdische Sündenböcke wie Sinowjew, Kamenew oder Trotzki am Unglück des russischen Volks schuld seien, und zeigte sich überzeugt, dass erst eine selbstkritische Haltung aller Beteiligten zum Ende des Bürgerkriegs führen könne. Später regte sich Prischwin vor allem über seine jüdischen Kritiker aus dem proletarischen Literaturbetrieb auf, verwechselte dabei aber ihren ideologischen Eifer mit ihrer religiösen Herkunft. In einer pauschalisierenden Notiz schrieb Prischwin zum Jahresbeginn 1931 in seinem Tagebuch: »Die Juden sind ein Völkchen, das entartet, das in schamlos-graue Lebenspraktiken und in Schwärmer zerfällt ...«. Später konstruierte Prischwin auch einen Gegensatz zwischen den »wahrhaft russischen« und den »odessitischen« Schriftstellern, die zwar Formkünstler seien, aber über keinen nationalen Inhalt verfügten.

Während des Hitler-Stalin-Pakts zeigte sich Prischwin in sei-

nem Tagebuch als Anhänger von Nazi-Deutschland. Er war beeindruckt von Hitlers entschlossenem Vorgehen. Er bewunderte die »Verkörperung des allgemeinen Willens« in der Gestalt des Führers und merkte dabei bedauernd an, dass sich der Gemeinwille im Sozialismus und in der Demokratie bloß aus dem kleinsten gemeinsamen Nenner ergebe. Prischwin lehnte Hitlers Antisemitismus nicht grundsätzlich ab, sondern deutete ihn als eine Form des Kampfes gegen den bürgerlichen Kapitalismus. Er beklagte sich aber gleichzeitig über jene russischen Antisemiten, die sich auf die Pamphlete von Sergej Nilus (1862–1929) beriefen und mithin den »jüdischen Kapitalismus« nicht aus eigener Kraft bekämpften, sondern nur vorgefertigte Argumente wiedergaben. Pikanterweise stand Prischwin auch mit seinem wachsenden Antisemitismus quer zur herrschenden Ideologie: Der frühe Stalinismus definierte sich als Gegensatz zu den vorrevolutionären Verhältnissen, in dem die jüdische Bevölkerung stark diskriminiert wurde. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg richtete sich Stalins Paranoia gegen die Juden, denen er fehlenden Patriotismus für das sowjetische Vaterland und Kosmopolitismus vorwarf.

Prischwin besaß einen wachen Blick für religiöse Argumentationsstrukturen und beschrieb schon kurz nach der Oktoberrevolution den Bolschewismus als eine »ins Extrem getriebene Menschheitsreligion«. Der kommunistischen Vergottung der Gesellschaft stellte er den Anarchismus von Max Stirner (1806–1856) entgegen. Stirner hatte in seinem Hauptwerk »Der Einzige und sein Eigentum« (1844) zur radikalen Selbstermächtigung des Individuums aufgerufen. Als Idealform der menschlichen Interaktion erschien Stirner der »Verein der Eigner«, der im scharfen Gegensatz zur staatlichen Organisation der »Nicht-Eigner« stand. Während der Bürgerkriegsjahre hielt Prischwin in seinem Tagebuch fest, dass Stirner »bereits alles über die Kommune gesagt und vorausgesagt« habe. Prischwin übernahm sogar Stirners politische Vision einer individuell bestimmten Sozialstruktur: »Alle Macht ist in mir, wenn jemand mir meine Macht wegnimmt, egal, ob Kommunist oder Monarchist, dann bin ich selbst schuld, ich habe mich nicht gewehrt, war schwach oder habe einfach nur geschlafen ... Ich hatte meinen lebendigen Wil-

len, jetzt steht über mir der Wille der Gewalt, der Wille der Gesellschaft, des Staates. Man muss den Staat und die Gesellschaft zerschlagen und einen Bund der Einzigen schaffen.«

Prischwins eigene Religion folgte lange Zeit keinen konfessionellen Dogmen. Wie Lew Tolstoj (1828–1910) identifizierte er Gott zunächst mit der Liebe, dem Leben und letztlich der Natur. Seine eigene Existenz nahm er in den Kategorien von Tolstoj's wichtigstem philosophischen Lehrer, Arthur Schopenhauer (1788–1860), wahr. Er dachte oft an Selbstmord, der ihm – in der Nachfolge Schopenhauers – als Lösung und Erlösung erschien. Schopenhauer nahm die individuelle Existenz als Tragödie wahr. Wahres Glück war für ihn nur jenseits der vereinzelter Biographie möglich – in einem Eingehen und Auflösen des Menschen in den allgemeinen Weltwillen. Diese Verschmelzung kann allerdings nicht durch eine individuelle Willensanstrengung erreicht werden, sondern im Gegenteil im kompletten Verzicht auf jegliches Wollen. Schopenhauer verwendet für diesen Vorgang den Begriff des »Quietivs« des Handelns, das den Gegensatz zum »Motiv« bildet. Schopenhauers Quietiv findet bei Prischwin eine literarische Ausprägung in einer Tagebucheintragung aus dem Jahr 1931: Hier phantasiert er sich in eine Schlucht, in die er sich legt und mit ermattendem Lebenswillen auf das Ende wartet. Solche Aufzeichnungen zeugen von der schonungslosen Offenheit, mit der Prischwin nicht nur seine Erfolge, sondern auch Momente der absoluten Kraftlosigkeit festhielt. In seiner Selbsterkundung hat Prischwin der wechselvollen frühen Sowjetgeschichte eine gültige Sprache gegeben.

Ulrich Schmid